



K a r k e l n – der Ort und seine Kirche

Karkeln – das „Kurische Venedig“ – liegt beiderseits des Karkel-Stroms unmittelbar vor dessen Mündung in das Kurische Haff. Als „Karkel-Strom“ wurde er von der Stelle an bezeichnet, an der Alge und Graszte zusammenfließen, die sich ihrerseits – besonders die Alge – aus vielerlei Quellgewässern speisen. In seinem letzten Abschnitt, d. h. insbesondere in Karkeln selbst, stellt sich der Karkel-Strom schon als regelrechter breiter und tiefer Fluss dar.

Karkeln war schon relativ früh besiedelt. Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stand hier ein Krug, der dann erstmals 1548 bei der Veräußerung durch den Inhaber urkundlich erwähnt wird. Rund 100 Jahre später waren zwei weitere Krüge hinzugekommen, was die schon frühe Bedeutung des Ortes sehr unterstreicht.

Eine Kirchengemeinde wurde 1620 eingerichtet, die zunächst Filiale von Russ war, jedoch schon 1644 selbständiges Kirchspiel wurde. Dieser Status währte freilich nur wenig mehr als 60 Jahre; denn zu Beginn des Jahres 1711 wurde Karkeln zur Filiale des neu errichteten Kirchspiels Schakuhnen „degradiert“ – ein Zustand der weit mehr als ein Jahrhundert andauern sollte, ehe es 1855 wieder selbständig werden sollte; die letzten 20 Jahre zuvor hatte Karkeln – nach Abwidmung von Schakuhnen – als Filiale des Kirchspiels in Kallningken zugebracht.

Gerade der Umstand, dass mit Kallningken ein Kirchort in der Nähe von Karkeln und zudem genau auf dem Weg zum erheblich weiter entfernten Schakuhnen lag, nährt die Vermutung, dass Karkeln, als man ihm die Selbständigkeit nahm, Opfer eines kirchenpolitischen Machtspiels geworden war; denn ggf. hätte es – im tatsächlichen wie im übertragenen Sinne – näher gelegen, es – wenn schon – der Kirche in Kallningken als „filia“ zu unterstellen.

Tatsache ist, dass – wie Sembritzky/Bittens berichten – Schakuhnen erst 1675 als Filialkirche von Russ gegründet worden war, jedoch die massive Protektion des Pfarradjuncts und späteren langjährigen Pfarrers von Russ besaß. In den Folgejahren hatte es Auseinandersetzungen zwischen den Pfarrern von Russ und von Karkeln gegeben, bei der der Karkelnsche Pfarrer den Kürzeren gezogen hatte, und als 1710 beide kurz nacheinander an der Pest gestorben waren, wurde nur wenig später die bereits geschilderte Umstrukturierung der Kirchenkreise beschlossen. Die Entscheidung muss ziemlich kurzfristig gefallen sein, da bereits ein Nachfolger des verstorbenen Pfarrers von Karkeln bestimmt war und seinen Platz auch schon eingenommen hatte; er musste – kaum eingezogen – seinen Amtssitz verlegen und war ab dann nicht mehr Pfarrer von Karkeln, sondern Pfarrer von Schakuhnen. Das Ganze hat ein „Geschmäcke“.

Was die Kirchenbauten in Karkeln betrifft, findet man in den verschiedenen Quellen unterschiedliche Angaben, die sich zum Teil widersprechen. Doch hat es den Anschein, als habe es deren vier gegeben. Interessanterweise wird in jeder Darstellung eines dieser vier Gebäude „unterschlagen“, jedoch jeweils immer ein anderes. Da das meiste – wenn nicht alles – Quellenmaterial, das genaueren Aufschluss hätte geben können, wohl kriegsbedingt nicht mehr vorhanden ist, andererseits davon auszugehen ist, dass an allen Darstellungen in den neueren Sekundärquellen „etwas dran“ ist, bleibt nur die Möglichkeit, sich aus den verschiedenen Darstellungen den „wahrscheinlichen“ Ablauf

der Dinge zusammenzureimen – das Ganze mit entsprechendem Vorbehalt, insbesondere hinsichtlich der jeweiligen genauen Datierung.

Offenbar war das erste Kirchengebäude schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts – also im Zusammenhang mit bzw. kurz nach Einrichtung der Kirchengemeinde – errichtet worden. Diese Kirche wird zwar nur in einer Quelle erwähnt, stützt sich aber auf einen – ursprünglich im Staatsarchiv Königsberg befindlichen und mittlerweile wohl nicht mehr existierenden – ausführlichen Visitationsbericht von 1644, wonach es sich um ein etwas kurioses Gebäude gehandelt haben muss. Die Kirche (oder auch Kapelle) sei zum Teil massiv gebaut und mit Ziegeln abgedeckt gewesen; der Rest des Gebäudes hingegen sei, da offenbar das Geld ausgegangen sei, aus alten Hölzern zusammengeflickt worden, und in diesem Bereich sei das Dach aus Stroh gewesen. Die Kirche/Kapelle habe keine Dielen gehabt, und als Altar habe ein alter Tisch gedient; die Kirchentür, die „von einer alten szamaitisch-polnischen Kirche erbettelt worden“ sei, habe nicht gepasst und sich nicht schließen lassen.

Einen eigenen Pfarrer erhielt Karkeln erst 1644 mit der Erlangung der Selbständigkeit. Zuvor war es der Pfarrer von Russ, der alle drei Wochen nach Karkeln kam, um zu predigen und die sonstigen erforderlichen Handlungen (Taufen, Eheschließungen u. a.) vorzunehmen.

Das erste Kirchengebäude ist wohl 1670 abgebrannt, sodass eine neue Kirche erbaut wurde, die ganz aus – offenbar gutem – Holz bestand. Sie war wohl mit einem Rohrdach versehen. Sie hatte auch schon einen richtigen Altar und eine mit diesem verbundene Kanzel; beide sollten auch noch im Nachfolgebau Verwendung finden.

1722 wurde dann die nächste Kirche errichtet, bei der es sich um einen Feldsteinbau handelte. Ebenfalls mit Feldsteinen erbaut wurde dann zwischen 1760 und 1770 die vierte Kirche. An dieser Stelle werden die Quellen freilich merkwürdig: Denn die einen sprechen nur von einem Neubau im Jahr 1722, andere wieder nur von einem Neubau um 1772, und nur eine Quelle erwähnt beide. Da es von beiden Baumaßnahmen heißt, die Kirche sei aus Feldsteinen erbaut, und diese seien über das Haff aus der „Windenburger Ecke“ von einer verfallenen Burg herbeigeschafft worden, könnte man auf den Gedanken kommen, dass alle Quellen ein und dieselben Ursprungsangaben unterschiedlich interpretiert haben könnten, dass es tatsächlich also nur einen Kirchenneubau im 18. Jahrhundert gegeben habe, wobei dann freilich wieder schwer

nachvollziehbar wäre, wieso es zu solch unterschiedlichen Datierungen um fast ein halbes Jahrhundert gekommen ist.

Es gab wohl einst eine Kirchenchronik, die sicherlich näheren Aufschluss hätte geben können. Aber diese ist heute nicht mehr vorhanden, und so harret das Rätsel, welche(n) Neubau(ten) es im 18. Jahrhundert gegeben hat und wann diese(r) ggf. stattfand(en), weiterhin der Aufklärung. Weitgehende Einigkeit herrscht freilich bei allen Quellenangaben, dass an die aus dem 18. Jahrhundert überkommene Kirche 1898/99 ein Glockenturm und ein Altarraum angebaut worden seien.

Das Kirchengebäude, das nicht unmittelbar am Karkel-Strom, sondern etwas landeinwärts stand und vom Friedhof umgeben war, war bis zur endgültigen Räumung des Ortes heil durch den Krieg gekommen. Als beim Zurückweichen der Wehrmacht die letzten Pioniere Karkeln verließen, haben sie die letzten Sprengvorräte vor Ort – wohl um dem anrückenden Feind nichts Verwendbares zu hinterlassen – zur Explosion gebracht, wobei nicht nur etliche Häuser beschädigt wurden, sondern auch die Kirche starke Blessuren davontrug.

Das Gebäude stand dann noch einige Jahre, wobei das Dach undicht und der Kirchturm 1949 durch Brand zerstört wurde. Die Ruine wurde dann zehn Jahre später gänzlich abgerissen, als man nach einem verheerenden Deichbruch Material zur Auffüllung von Ausspülungen benötigte. Der ehemalige Friedhof ist seit langem eingeebnet, an der Stelle, wo einst die Kirche stand, befindet sich heute ein Clubhaus. Überdauert hat lediglich das – 1902 errichtete – Pfarrhaus, das heutzutage als Gemeindebüro genutzt wird.

Übereinstimmender sind die Quellen, soweit es das Schulwesen betrifft. Denn nahezu zeitgleich mit der Einrichtung der Kirchengemeinde wurde 1622 die Errichtung einer Schule angeordnet. Der Bau zog sich dann aber dahin, und für längere Zeit wurde der Schulunterricht im Haus des Lehrers abgehalten.

Das erste Schulgebäude war dann auch mehr als schlicht, hatte nur einen Klassenraum und besaß keinen Schornstein. Eine angebaute Stube diente dem Aufenthalt des Pfarrers von Russ, wenn dieser in Karkeln den Gottesdienst hielt. Dem Schulmeister – Präzentor – stand dienstliches Land für die Eigenversorgung zur Verfügung.

Erst 1829 wurde ein weiteres Klassenzimmer angebaut, und 1880 schließlich wurde ein dreiklassiges Schulgebäude aus roten Ziegeln errichtet, das auch Dienstwohnungen für die Lehrer erhielt.

Bis 1870 wurde sowohl in der Kirche als auch in der Schule – wie auch allgemein als Amtssprache – nur Litauisch gesprochen. Erst ab dem Jahr der Reichsgründung – 1871 – wurde Deutsch in der Schule zur Unterrichtssprache, während in der Kirche Gottesdienste in beiden Sprachen abgehalten wurden.

Auch die Schule überstand wie das nahe gelegene Pfarrhaus den Zweiten Weltkrieg. In dem Gebäude wird heutzutage ein Kindergarten unterhalten.

Das Leben in Karkeln war wie in allen Haffdörfern für Jahrhunderte ausschließlich von der Fischerei geprägt; Karkeln war – mit zuletzt 25 großen und 30 kleinen Fischereibetrieben – das wichtigste Fischerdorf der Region. Der zwingend vorgeschriebene, den Herkunftsort eines Fischerbootes kennzeichnende Kurenwimpel hatte in Karkeln einen roten Grund mit rechts und links je einem weißen senkrechten Rechteck.

Bis weit hinein ins 19. Jahrhundert fand der Verkehr mit der Außenwelt praktisch ausschließlich auf dem Wasser statt. Denn man konnte Karkeln nicht nur über das Haff erreichen, sondern es gab auch zahlreiche kleinere und kleinste Wasserwege – so die schon erwähnten Quellflüsse des Karkel-Stroms, aber auch angelegte Kanäle –, über die man weit in die landeinwärts gelegenen Gebiete gelangen konnte. Es wird natürlich auch einzelne Wege über Land gegeben haben, doch erst 1883/84 wurde die erste richtige Chaussee bis Karkeln durchgezogen.

Große Veränderungen brachten auch die Deichbauten. Zunächst wurde 1893/94 der große Haffdeich errichtet, der etwa 2 km östlich von Karkeln begann und westlich von Tramiszen die Chaussee kreuzte. Dieser Deich brachte für Karkeln zunächst eher Nachteile, denn bei starken Westwinden konnte sich eindringendes Wasser vor dem Deich stauen und das ganze Land unter Wasser setzen. Weitere Deichbauten in den nachfolgenden zehn Jahren führten dann dazu, dass die Überschwemmungsgefahr für Karkeln endgültig gebannt – und sogar Land hinzugewonnen – war.

Der nunmehr überschwemmungsfreie Boden erwies sich als hervorragend geeignet für den Gemüseanbau, der rasch zu einer wichtigen Nebenerwerbsquelle wurde. Auch die zahlreichen Wiesen um Karkeln, die nun nicht mehr Teile des Jahres unter Wasser standen, konnten für die Heugewinnung genutzt werden, was zu beachtlichen Ertragssteigerungen führte. Ebenso wie das Gemüse wurde nun auch Heu in großen Schleppekähnen bis Labiau und sogar bis Königsberg „exportiert“.

Ein weiterer Markstein in der wirtschaftlichen Entwicklung wurde im Jahr 1911 gesetzt, als die Niederungsbahn bis Karkeln erweitert wurde. Dieser Bahnbetrieb, der bis dahin nur Groß Britannien – die Schnittstelle mit dem Schienenfernverkehr – mit Kaukehmen verband, erschloss nunmehr auch für Karkeln einen unmittelbaren, für jedermann leicht zugänglichen Weg in „die weite Welt“. Das galt natürlich auch umgekehrt, denn nunmehr war auch das malerische Karkeln ein zunehmend attraktiveres Ausflugs- und Reiseziel. Da zweimal täglich ein Dampfer zwischen Karkeln und Rossitten verkehrte, war Karkeln auch eine willkommene Anlaufstation für Fahrten zur Kurischen Nehrung. Entsprechend der ständig wachsenden Bedeutung als Fremdenverkehrsort war die Infrastruktur des Ortes in den letzten Jahrzehnten deutscher Besiedlung zuletzt voll entwickelt. Es gab Hotelunterkünfte, Gastwirtschaften, zahlreiche Geschäfte und Handwerker; der Ort war mit allem versorgt, was benötigt wurde. Es gab auch eine Jugendherberge, die freilich durch Fahrlässigkeit noch vor Kriegsende in Brand geriet und vollständig zerstört wurde. Es gab sogar im Haff den sogenannten „Weinberg“, ein Inselchen, das an den meisten Stellen von Schilf umgeben war, jedoch an der dem Haff zugewandten Seite durch Sandablagerungen einen beliebten Badestrand bot.

Der wachsenden Bedeutung Karkelns war es wohl zu verdanken, dass hier im Zuge einer Umstrukturierung der preußischen Verwaltung ein Amtsbezirk eingerichtet wurde. Ab 1874 gab es hier ein Standesamt, das nicht nur für die Orte des eigenen Kirchspiels, sondern auch für sämtliche Orte zuständig war, die zum Kirchspiel Kallningken gehörten. Die Standesamtsunterlagen sind – soweit ersichtlich – komplett über die Kriegswirren hinweggerettet worden. Auch der Bestand an noch greifbaren Kirchenbüchern – wenn auch mikroverfilmt – kann sich sehen lassen. Zwar wurden, da Karkeln lange Zeit Filiale von Schakuhnen war, die Kirchenregister zum Teil nicht in Karkeln, sondern in der Mutterkirche geführt. Soweit Karkeln aber eigene Kirchenbücher hatte – und das war vielfach auch während der Zeit als Filiale der Fall –, ist seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert bis zum Ende der Mikrofilmaufzeichnungen (1874/75) noch alles verfügbar. Die Geschichte der Einwohner Karkelns ist mithin auch für heutige Zeiten noch sehr gut dokumentiert.

Einen letzten Höhepunkt erlebte Karkeln kurz vor dem Anfang vom Ende, als 1939 genau hier die Außenaufnahmen für den Film „Die Reise nach Tilsit“ stattfanden, der mit Kristina Söderbaum, der großen Schauspielerin jener Zeit, in der Hauptrolle der „Indre“ gedreht wurde. Die zugrunde liegende Novelle des aus Matzicken, Kirchspiel

Werden, stammenden Hermann Sudermann führt zwar nicht in diesen Ort am Haff, sodass die Wahl der Drehortes geographisch und literarisch nicht korrekt war. Doch als Kulisse und Aushängeschild für eine weithin unbekannte, entlegene und doch – in ihrer Art – besondere Gegend war Karkeln sicherlich ein Glücksgriff. So wurde mit dem Film, der deutschlandweit zum Begriff wurde, dem Kreis Niederung – besonders aber dem Ort Karkeln – ein verdientes Denkmal gesetzt. Nur wenige werden damals geahnt haben, dass die Idylle nur sechs Jahre später in einem Alptraum enden sollte.

Der Name „Karkeln“ leitet sich von dem altpruzzischen Wort „karklis“ = „Wasserweide“ ab. An sich hieß der Ort über Jahrhunderte hinweg nicht „Karkeln“, sondern „Karkel“ – also ohne das „n“ am Schluss –, wobei sich die hier durchweg verwendete Schreibweise während des 19. Jahrhunderts langsam einbürgerte, um sich schließlich allgemein durchzusetzen. (Näheres siehe auch im Beitrag „Der Name Karkeln“ auf dieser Website.)

Möglicherweise war es das angehängte „n“ mit seiner Assoziation an andere deutsche Ortsnamen wie „Hameln“ oder „Rinteln“, das Karkeln davor bewahrt hat, wie so viele andere Orte in Preußisch Litauen Opfer der Germanisierung nichtarischer Ortsnamen zu werden. Denn angesichts der linguistisch eindeutigen Herkunft von einer baltischen – und nicht von einer germanischen – Sprache wäre die Umbenennung nur konsequent gewesen.

Es war sicherlich so, dass Ortsnamen wie Joneykiszken (schon lange vor den Nazis zu „Neukirch“ gewandelt), Kallningken, Lappienen oder Kaukehmen deutlich „unarischer“ klingen als „Karkeln“, und unter denen, die die Umbenennung in großem Stil betrieben, mögen zwar auch Linguisten hinzugezogen worden sein, an entscheidender Stelle jedoch politisch zuverlässige – womöglich völlig ungebildete – „Betonköpfe“ gesessen haben. Aber ein wenig verwundert es schon, dass dem „Problem“ – wenn schon – nicht mit mehr Durchblick nachgegangen wurde. Denn auch von den dem Kirchspiel Karkeln zugehörigen Orten blieb mit „Parungaln“ ein eindeutig „undeutscher“ Ortsname unangetastet und ein weiterer – aus „Graszten“ wurde „Graschten“, wie es ohnehin oft geschrieben wurde – im Wesentlichen unverändert. Lediglich „Tramiszen“, das zu „Trammen“ umgetauft wurde, musste eine Änderung erfahren.

Das Glück, den Namen beibehalten zu können, sollte freilich nicht lange Bestand haben. Denn nur zweieinhalb Jahre nach Eingliederung der „Kalingradskaja oblast“ („Königsberger Gebiet“ – russischer Name für das nördliche ehemalige Ostpreußen) in

das Territorium der Sowjetunion erging unter dem 19.11.1947 ein Ukas der Russischen Förderativen Sowjetrepublik „Über die Umbenennung der Orte des Oblast Kaliningrad“. Karkeln heißt seit damals „Myssowka“ und der Karkel-Strom „Shirokaja“.

Sind die alten Ortsnamen heute ausnahmslos verschwunden und hat Karkeln durch die Annahme des neuen Namens das gleiche Schicksal erlitten wie alle Orte der Niederung, soweit sie noch nicht von der Landkarte verschwunden sind, so unterscheidet sich „Myssowka“ in einem Punkt entscheidend von allen anderen:

Hat sich auch die Einwohnerzahl seit den Zeiten deutscher Besiedlung um etwa zwei Drittel ermäßigt und sind die Ufer des Karkel-Stroms längst nicht mehr so dicht bebaut, wie es ehemals der Fall war, so kann man gleichwohl feststellen, dass die Ausstrahlung des Ortes ganz anders ist, als man es im gesamten Kreis Niederung ansonsten wahrnimmt: In Karkeln ist wenig von dem schleichenden Verfall und der Perspektivlosigkeit zu spüren, wie sie sonst in besonders strukturschwachen Regionen der Welt wahrzunehmen ist.

Die Vielzahl schmucker Neubauten und gepflegter Vorgärten zeigt, dass in diesen Ort schon erheblich mehr investiert wurde als in sonstige Orte der Umgebung. Sicher, Myssowka ist durch den Wegfall der Eisenbahn- und Dampferverbindungen und durch den nur noch leidlich erhaltenen Zustand der einzigen Verbindungsstraße längst nicht mehr so an den Rest der Welt angeschlossen, wie es Karkeln einmal war. Man kann Myssowka eher als „verschlafen“ charakterisieren, und doch hat es – wenn auch unter geänderten Verhältnissen – unterm Strich nichts von seiner Idylle verloren, und der Gesamteindruck beider Uferzeilen wirkt durchaus friedlich-heiter.

Selbst die ramponierte Pontonbrücke, die beide Ufer verbindet, scheint besser in die Gegend zu passen, als dies bei einer modernen Stahlkonstruktion der Fall wäre; die Brücke ist in die Jahre gekommen, aber gerade dadurch, dass sie denjenigen, der sie überquert, zu einem ganz gemächlichen Tempo zwingt, fügt sie sich nicht nur in das aktuelle Bild gut ein, sondern man könnte fast meinen, dass ein bisschen von der Tradition bewahrt wurde – aus einem entlegenen Winkel Deutschlands, in dem die Uhren schon immer etwas langsamer gingen.

Fazit: Karkeln lebt! Es lebt, wie „Russisch Ostpreußen“ auch an vielen anderen Stellen – wenn auch ganz anders, oder vielleicht doch nicht so ganz anders? – noch lebt. In einem freilich hat sich auch für die Bewohner Myssowkas gegenüber den Karkelner

Zeiten etwas massiv zum Schlechten verändert. Gab es hier schon vor über 300 Jahren drei Krüge, so findet sich heute keine einzige Kneipe. Die Bewohner müssen sich mit dem Hastrunk begnügen. Oder sollten sie sich etwa der Schwarzbrennerei hingeben? Egal – auch damit wäre nur eine alte Tradition aufgegriffen, die in Karkeln – oder sollte man hier besser sagen: Karkel? – schon lange bestanden haben dürfte.